



Bewunderung an. Der Wunsch drückt ihr mit einem Gebetsgott die Hand und geht. Sie blüht ihm nach, sie erwidert das Größt Gott einiger Nachbarn, die vorher kommen.

Später als sonst kommt sie an diesem gefährlichsten Abend dazu ihr Bett aufzulassen. Es ist ihr so sonderbar leicht und jung zu Muth. — Witten in der Nacht erwacht sie, steht auf, geht hinaus, zieht den plumpen Holzriegel zurück und öffnet... In taubensfüßigem Sternenglanz steht die Liebe auf der Schwelle und breitet ihr die Arme entgegen. Ich will Feuer auf Deinem Herd anzünden und die Leere Deiner Stube ausfüllen. Verlasse ich nur Deine Thüre nicht!...

Eine Kinderrevolution vor 50 Jahren. Von N. S. Hochl.

Jedermann, der das Jahr 1848 mit erlebt, weiß, wie damals die revolutionäre Bewegung — ab verstanden oder unverständlich — in den Köpfen pulste. Es gab im Deutschen Reich wohl keine Stadt, und sei sie noch so klein, in welcher nicht einige Geisteskranke sich fanden, die versuchten, „mitzumachen“. Auch in meiner Vaterstadt, einer kleinen Stadt Preußens, fanden sich solche. Und als eines Tages ein Haufen ungründlicher oder aufgewiegelter Burischen mit Knuten und Pfifen, wozu einer mit einer schwarz-roth-goldenen Fahne, zum Hauptführer der Stadt einbogen, schlossen sich ihnen die Revolutionsbedürftigen an. Man durchzog lärmend, johlend und schreiend die Straßen, plünderte einige Häuser- und Fleischläden, schlug einige Fenster ein, betrauf sich und ließ sich dann ohne Gegenwehr zur Ruhe bringen. Die friedlichen Bürger schlossen sich nachdem sie sich von dem ersten Schrecken erholt hatten, zusammen und berieten, wie dem künftig vorzubeugen sei, und wenn auch noch einige Straßenaufläufe nachfolsten, so verlief doch hier die Revolution so zu sagen in Sande. Die besseren Elemente gewannen die Oberhand, und der Zwiespalt wurde beseitigt.

Wer aber das meiste Mordwasser dabei gewonnen hatte, das war die Straßengend: Kinder aller Altersklassen, welche dem eigenartigen Schimpel — für sie war es ein solches — mit Zerstörung gefolgt waren. Während die ehrbaren Bürger und Bürgerinnen sich fein sitz- oder juristisch hinter Schloß und Riegel verknagten hatten und sich nicht auf die Straße wagten, waren sie, aus der Schule heimgeführt, den Anführern, wenn auch nur von ferne, gefolgt, hatten, ohne zu wissen warum, wader mitgejohlt und mitgeschrien, mit „Revolution gemacht“. — Die ärgsten Wüdelstücker, die einige Worte der Anführer aufgeschnappt und sich zu Ruhe gemacht hatten, spielten sich als Helden auf, marschierten mit Fahnen, Säcken und Stangen durch die Straßen, redeten von Barrikadenbau u. dgl. m. Ergriffen der Volkshülfe, der einzige des Dretz, so wußten sie ihn so lange zu joppen und zu nahren, bis er von ihnen abließ. Immer blieben sie die Herren der Situation. Das ging eine gute Weile so fort, bis endlich die Väter der Stadt, des Aufjags müde, beschloßen, endlich einzuschreiten. Der arme Heldenklub hatte keinen „so viel auf seinem Haupte“, daß er Tag und Nacht nicht mehr zur Ruhe kam, und daß der Magistrat sich genötigt sah, einen zweiten Diener der Gerechtigkeit anzustellen.

Einige Einperungen schienen nunmehr die Ruhe wieder herzustellen; aber es war die Stille vor dem Sturm. Denn nun beschloßen sich die Väter der Entzappens darüber empört, daß gerade ihren Erbblüthen solches getrieben wurde, daß auch andere, und zwar Söhne der Stadtväter, mit theilgenommen hätten. Das ergab ein großes Demonstrationsthum, und man beschloß, noch einmal Gnade für Nicht gegeben zu lassen und allgemeine Anstalten anzubringen. Die Delinquenten aber wurden endlich ermahnt und auf die verheißene Schulstube verwiesen.

Fortan begann in der Stadtschule der Prügel zu regieren. Alle sollen Strafen und harten Reden in wie außerhalb der Schule lassen ohne Erbarmen von den Schreien ausgehört werden. Die armen Lehrer! wie heucheltüchtig das ihre Wände und ihren Frieden! waren sie doch bald den Schülern eben so verhasst, wie selbst Magistrat und Volksgel. Sie verachteten in der Schule mehr Zeit mit Strafen, als mit Lehren und mühten es sich ebenfalls lassen gefassen, mit allerlei „Schimpfnumern“ belegt zu werden. Kein Wunder, daß auch sie auflösig wurden und sich bei der Verbände beklagten.

Da war guter Rath theuer, denn die D'sche Straßengend war schon weit und breit berüchtigt. Es verging ja fast kein Tag, an dem nicht hier Bäume abgehauen, dort Bänke umgeworfen, Hauswände beschmetzt, Fensterläden aus den Angeln gehoben, Fenster eingeworfen waren u. s. w. Es war in der That hohe Zeit, Abhilfe zu schaffen.

Nun erfolgten Verbote über Verbote, scharfe Verordnungen aller Art. Der Anführer konnte kaum zu Rufen kommen über all dem, was sich zugetragen hatte, und was sich zugetragen könnte, und mit Verprechen von Belohnungen für die, welcher Anzeige erstatten würde, so daß der Häufel zu belangen sei. Sobald an einer Straßenecke sein: „S wird bela — anant gemacht!“ erkohlt, versammelte sich um ihn die Jugend mit allen Anzeichen des Jöhnes. Aber bald sollte sie merken, daß nun wirklich Ernst gemacht würde. Einige auf früherer Dhat Entzappte wanderten in den Gefangenenharm, und die Eltern wurden hune, daß aus ausgelassenen, ungeböranten Kindern leicht Landfriede, Korruptions- und Zuchtstücker werden könnten. Das wußte mehr als Drohung und Prögel.

Daß die Eltern es mit der Erziehung viel leichter haben, wenn Gesetz, Schule und Haus Hand in Hand gehen, vermochte man noch nicht einzusehen, obwohl es einigen doch schon eingeleuchtet begann, daß Beispiel viel mehr wirkt, als Wort und Straf. Denn wodurch war den Pröghäufen der Schnabel gewöhnt? doch nur durch die klugen Meinungen der Väter. — Wie die Alten jagen, so zwitscherten die Jungen! und nicht nur die Jungen mündlichen Geschlechts, auch die Mädchen thaten weßlich mit, weil nichts so sehr ansteht, als — Ungebundenheit.

Aber nun sollte ihnen die Freiheit beschnitten werden. Man wollte sie durch Zucht zur Sittemkeit zwingen. Das gab harten Kampf hüben und drüben!

Mancher Familienrath wurde abgehalten, und manche Ermahnung folgte. Wie ein Mann lag es auf allen Gemüthern!

In Haus und in Gesellschaft die gleiche Klage, die gleiche Plage!

Kein Wunder, daß die geistlosen, erwachsenen Mädchen, die unter der Rücksichtslosigkeit und Abgohheit der Straßengänger oft zu leiden gehabt, es sich auch zu Herzen nahmen. Auch sie berieteten in ihrem Kränzchen, was sie wohl thun könnten, um reformirten zu helfen.

Da kam eine Lehrerin aus den Gedanken: „Wie wär's, wenn wir uns zu einem Verein zusammenfänden und uns die Aufgabe stellten, die unbeaufsichtigt gelassenen Kinder der Arbeiterfamilien zu überwachen, damit sie keine Landstroläher, sondern tüchtige Menschen werden?“

Und so geschah's. Es wurde ein Jungfrauenverein gegründet, der sich die Pflege und Erziehung der Kinder zur Aufgabe machte. Jeden Monat fand eine Sitzung statt, später alle vierzehn Tage eine, denn es gab viel zu berathen und zu erwägen. Nicht alle Pflegerinnen erwiesen sich als bild- und leutlich. Einige machten sogar viel Noth und Mühe, und mancher Herzenskummer stellte sich ein. Auch die materiellen Sorgen ließen nicht aus. Hier war ein Paar Schuhe zu beschaffen, dort fehlte es an dem Allernothwendigsten: an der richtigen Ernährung und Heiligkeit — genaue, die Mittel fehlten — es galt Ausbäße erlernen. Bald wurde eine Verordung veranfaßt, dann eine Aufführung auf lebenden Bildern u. s., und als alles nicht ausreichte, wurde eine Petition um Unterstützung an den wohlthätigen Frauenverein eingebracht.

Da dieser mit den Fortschritten der Jünglinge zufrieden war, verfaßte er dem Jungfrauenverein seine Anerkennung nicht, so er gewährte sogar einer Delegation Sitz und Stimme in seinen Versammlungen und gab jährlich einen beträchtlichen Zuschuß aus seiner Kasse. Das verlich den Jaghaften Muth und Hoffnung und war allen ein Ansporn zu freudigem Schaffen. Dabei gediehen die Kinder am besten. Auch sie feierten ihre Feste. Kein's war ihnen lieber als das Zufest unter dem lichterhellten Weihnachtsbaum! — Als sie heranwuchsen und sich anmaßten beim Verlassen der Schule einen Dienst anzunehmen, sorgten ihre Pflegerinnen auch für den Konsumtionszang und für die letzte Ausstattung. Hatte damit auch die leibliche Pflege auf, so blieb doch das geistige Wand fortbestehen. Und es hat alle Stämme und Zeiten überdauert.

Das Neueste aus Malaria.

Die interessante Nachrichten aus dem Goldlande an Judenten treffen in letzter Zeit wieder recht zahlreich ein. Viele Goldgräber und auch Leute, die dort auf andere Weise während des vergangenen Winters ihr Schicksal in ein Trüden gebracht haben, kehren jetzt zu Zuhenden in die Heimat zurück und werden nicht müde, von den Wunderdingen zu berichten, die sie erlebt und gesehen haben. Unter den Wundersachen, die kaum mit dem Möglichen vergleichen nach Maßen kamen und jetzt als halbe Kräfte bei den Judenten angelangt sind, befindet sich auch eine etwa 40jährige Frau, die noch vor zwei Jahren als Kräfte eines kleinen Hotels in Schwetzer ihr Angehörigen ihr Brot verdienen mußte. Diese Frau war aber von einem Verwandten überredet worden, die Reise in das Bauerland des Wüdes mitzumachen und um dort nicht zu sehr von Langeweile geplagt zu werden, nahm sie sich einen großen Kasten Woll mit, von der sie Strümpfe stricken wollte. Wie viel ihr die Idee einbringen würde, hatte die gute Frau sicher nicht geahnt. Als es rathbar wurde, daß man bei Frau Nordert jöhne warme Strümpfe bekommen würde, wurde sie mit Aufträgen überhäuft und bald that sie weiter nichts als stricken. Für jedes Paar Strümpfe zahlten die ersten Expeditionen laute Freuden 80 bis 100 Mark, und von den letzten Expeditionen laute Mark. Nordert einen Streifen Land, den sie in kurzer Zeit wieder für das Jöhnsache los wurde. Mit ihrem durch derartige Verdienste bedeutend vergrößerten Kapital etablierte sie sich dann in Dawson City als Goldbetriberin und ließ sich außerdem in ver-

Robert Koch über die Malaria.

In der Abtheilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Colonialgesellschaft hat Herr Geheimrer Medicinalrath Prof. Robert Koch einen zweistündigen Vortrag über Tropenhygiene, insbesondere über die Malaria gehalten. Anfang und Ende der Tropenhygiene bildet nach der Ansicht des Vortragenden die Erforschung des Wesens des eigentlichen Tropenfiebers der Malaria, die Erforschung der Art und Weise ihrer Verbreitung, die Aufsuchung von Mitteln, welche die Verbreitung dieser Krankheit zu hindern vermögen, ferner die richtige Anwendung des spezifischen Heilmittels, des Chinins. Von dem Gelingen dieser Aufgabe hängt die Zukunft

der tropischen Colonien und ihre Entfaltung ab. Am Eingange seines Vortrages erwähnte Prof. Koch die eigenhümliche Stellung des Tropenfiebers zur eigentlichen Tropenmalaria; er legte die Bedeutung der Entdeckung Emmitz dar, welcher den dieser Krankheit eigenen Parasiten zuerst auffand. Er wies jedoch den Zusammenhang dieser Erkrankung mit dem gleichzeitigen Auftreten von Fieber an, in denen man die Vermittler der Verbreitung des Krankheitserregers sehen müßte. Sodann gedachte der Redner des „Schwarzwasserfiebers“, das seiner feiner Meinung nach aus dem Reize der Malariaerkrankungen ausgehoben werden müßte.

Das nun die eigentliche Tropenmalaria, das echte Tropenfieber anlangt, dem in gewissen Tropengebieten jedwede Klasse, jedweder Stand preisgegeben sei, so beruhte sie auf der Anwesenheit eines gut charakterisirten Parasiten, der durch Chinin allerdings nicht getödtet, wohl aber in seiner Entwicklung gehindert werde. Von der auch bei uns und namentlich in den Mittelmeerländern vorkommenden Malaria unterschied sich die Tropenmalaria durch die Art und die Heftigkeit der Anfälle, die ungenen nicht auf einander folgten. In aufgeführten Curven wies der Vortragende den Verlauf der einzelnen Anfälle auf. Nach den Erfahrungen des Redners ist eine Dosis von je einem Gramm Chinin jeden fünften Tag — und diese einige Wochen fortgesetzt — hinreichend, um Malaria zu beseitigen. Von einer Immunität, von einer Unempfänglichkeit gegen den Angriff durch das Malaria-parasiten, ist der Redner völlig überzeugt. Aber eine Malaria-erkrankung ohne Chinin durchgemacht, der ist gegen die schädlichen Einwirkungen des Malariaparasiten fernerhin gesichert. Aber auch von der Möglichkeit einer nach Art der Pockenimpfung hervorzuhebenden künstlichen Immunität gegen die Malaria ist der Redner überzeugt — wenigstens der Weg zu diesem Ziele noch ein sehr weiter ist. Gegen die Verbreitung des Krankheits-erregers durch den Umweg des Wassers oder der Luft erklärt sich Koch aus Gründen, die er nach vorzuziehen. Wohl aber sprach er sich mit aller Entschiedenheit für die Verbreitung des Malaria-trägers durch bluttragende Insekten, vor allem durch die Anopheles aus. Das Mosquitoneß ist daher als wirksamer Schutz zu empfehlen. Bemerkenswerth ist ferner, daß mit einer bestimmten Bodenbearbeitung über dem Meere — etwa 1200 Meter — mit dem Verdrängen dieser Insekten auch die Malaria aufhöre. Die Negler haben den Zusammenhang dieser Krankheit mit dem Auftreten der bluttragenden Insekten stets bemerkt. So wichtig die Trockenlegung von Sümpfen, die Anpflanzung von gewissen Baumarten auch immer sein mag, wichtiger als Alles ist nach der Ansicht Kochs eine sorgfältig durchgeführte Tropenhygiene, die vornehmlich in der Vereinfachung ausreichender ärztlicher Kräfte und in der Errichtung gesundheitsförderlicher Wohnungen besteht, in denen erhaltungsgemäß auch Mosquitos nicht fortzulassen pflegen. Der Vortragende schloß mit der generalisierenden Versicherung, daß es möglich sein werde, die Tropenmalaria zu überwinden, und er forderte dazu auf, zu ihrer Bekämpfung öffentliche Kräfte aufzubringen, wie zur Erforschung der Nordpol- und Südpolar-Regionen oder zur Lösung von allerhand Tiefseeproblemen.

Das Geheimniß der ewigen Jugend.

Als eine der begabtesten Frauen gilt — so schreibt der H-Witwenbeter des „B. V.-A.“ — nach heute die Diana von Wolfers, die von ihrem Gergensverleben König Heinrich II. von Frankreich vor 50 Jahren zur Herzogin von Valentinois erhobene Schönheit. Noch in ihrem 80. Jahre ist sie etwas Mädchenhaftes an sich gehabt und herrlich zu Werke gefahren haben. Vor Allem bewunderte man an ihr noch im hohen Alter die Glätte der Haut. Die Zeitgenossen sagten von ihr, sie besäße das Geheimniß konstantester Schönheitmittel, Abergläubige oder Nebenbuhler beschuldigten sie sogar eines Bündnisses mit dem Teufel, der für die wundergeliche Bewahrung ihrer Schönheit einst ihre Seele in Empfang nehmen werde. Welches war nun ihr Geheimniß? Niemand erfuhr es aus ihrem Munde. Ihr Parfümer, der Apotheker Dubard, wußte es, aber bei ihren Bekannten hielt er seinen Mund. Erst nach ihrem Tode gab Dubard folgende Erklärung: „Ich, Dubard, Apotheker, Wundarzt und Parfümer, erkläre hiermit auf Ehre und Gewissen und in treuer Erinnerung an meine geliebte Belebterin, Madame Diana von Wolfers, Herzogin von Valentinois,

